

Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **43 (1956)**

Heft 16

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Den Abschnitt über die Konsonanten geben wir hier im Wortlaut der Wegleitung von Prof. Bruno Boesch wieder. (am.)

II. DIE KONSONANTEN

Allgemeines

Wichtig ist für uns die Aussprache der doppelt geschriebenen Konsonanten. Nach Siebs gibt es im einfachen Wort keine gelängten Konsonanten. Im Gegensatz dazu hält der Schweizer am geschichtlich begründeten Unterschied zwischen kurzen und gedehnten Konsonanten fest: *offen* hat somit ein merklich gedehnteres *f* als *O-fen*. Damit ist aber nicht etwa eine zweifach eingesetzte Lautung gemeint: die Doppelschreibung darf nicht zur Doppellautung verleiten.

Auch in den Wortzusammensetzungen wie *Schiffahrt*, *Herbsttag*, *Stadtter* und im Zusammenstoß von Konsonanten in der Wortberührung wie *hin-auffahren*, *Schlaf finden*, *viel leisten*, *gut tun* usw. soll der zweite Konsonant nicht völlig neu angesetzt werden: die Einstellung des Sprechorgans bleibt während der ganzen Dauer des gelängten Konsonanten dieselbe. In diesen Fällen schreibt übrigens auch Siebs die Längung des Konsonanten vor.

Lautangleichungen oder Verschleifungen (Assimilationen), die aus lässiger Alltagsrede und Mundart stammen, sind zu meiden: wenn ein *t* in der Wortzusammensetzung auf folgendes *s* stößt, so ist kein Doppellaut (Affrikata *z*) zu sprechen, sondern darauf zu achten, daß zwischen *t* und *s* eine merkliche Pause eingehalten wird, während der sich der Verschluß des *t* löst: *ent-sagen* (nicht: *enzagen*), *ent-siegeln* (nicht: *enziegeln*). Das Entsprechende gilt für den Zusammenstoß anderer ungleichartiger Konsonanten wie z. B. von *g* und *s*: *weg-setzen* (nicht: *wexetzen*), von *b* und *s* oder *f*: *ab-seits* (nicht: *ab-seits*), *ab-fallen* (nicht: *ap-pfallen*), von *t* und *f*: *Gotfried* (nicht: *Gopfrid*). Auch vorgreifende Angleichungen (*wibmen*, statt: *widmen*) sowie Stützlaute zwischen *n* und *sch* (*Mentschen*) sind zu meiden,

ebenso Übergangslaute beim Zusammenstoß zweier Vokale (Hiatus), z. B. *Schauw-er*, *beuj-en*.

Andererseits hüte sich der Schweizer, der die Hochsprache meist nur als Schriftsprache kennt, vor einem übertriebenen Buchstaben-Hochdeutsch, das die Rede schulmeisterlich, geziert und unlebendig macht. Es gibt Lautangleichungen, die auch die Hochsprache fordern muß, weil sie die Rede flüssig und lebendig werden lassen: gleichartige Konsonanten im Auslaut und im Anlaut des folgenden Wortes fließen – wie schon oben bemerkt – zusammen und bilden einen einzigen, gelängten Konsonanten: *auf-fahren*, *Lehm-mauer*, *bat-Durst*.

Zu den einzelnen Konsonanten

r

Siebs anerkennt neben dem Zungenspitzen-*r* nun auch das Zäpfchen-*r* als hochsprachlich. Unsere Mundarten haben beide Aussprachen des *r*. Wer Zungenspitzen-*r* spricht, soll auf jeden Fall dabei bleiben. Wer Zäpfchen-*r* spricht, hüte sich davor, das *r* in einen Reiblaut (*ch*) übergehen zu lassen (z. B. *fchanzeesisch* für *französisch*).

Im Auslaut ist das *r* sauber zu artikulieren, es darf nicht vokalisiert werden: z. B. *Mutta*, *Vata*, *Wetta* usw. Dies wird auch durch Siebs verpönt und darf bei uns erst recht nicht als falschverstandene Hochsprache nachgeahmt werden.

l

Das *l* darf nicht zu schlaff gebildet werden; das in vielen Mundarten übliche »dicke« oder gegen *u* hin vokalisierte *l* ist zu meiden (z. B. *häut*, *Houz* für *hält*, *Holz*).

m, n

sollen mit Stimmtönen gebildet werden.

ng

ist ein einheitlicher Laut, keine Lautverbindung. Man vermeide es, ein *n* + *g* zu bilden: *Hoffnun-g*. Folgt ein *k* auf ein *n* (z. B. *wanken*), so ist das *n* wie *ng* zu bilden. Wenn *n* jedoch im Zusammenstoß zweier Silben vor *g* oder *k* zu stehen kommt (*Ankunft*, *un-ger*), so ist es als *n* und nicht als *ng* zu lauten.

* Siehe »Schweizer Schule« Nr. 15 vom 1. Dezember 1956.

h
Man vermeide, h zwischen Vokalen als hörbaren Hauchlaut zu sprechen; es ist in dieser Stellung stumm: *Ebe, frühe, gehen, stehen, sehen, wehe*.

f, v
in deutschen Wörtern ist als genau gleicher Laut zu bilden, nämlich als labiodentaler Reibelaut (vermittelt durch die Oberzähne und die Unterlippe). Man bemühe sich um eine kräftige Aussprache.

Bei schon früh eingedeutschten Fremdwörtern gilt dieser Laut ebenfalls: *Vers, Vesper*; ebenso in Eigennamen, in welchen v oft als ältere Schreibung festgehalten ist: *van Beethoven, Vischer, Voß, Vaduz, Villach*.

In jüngeren Fremdwörtern wird v häufig als stimmhaftes w gesprochen: hiezu gibt es für uns noch mehr Ausnahmen als Siebs sie verzeichnet. So sprechen wir das stimmlose f (v) in *Advokat, Evangelium, Klavier, Komvikt, November, Proviant, Provinz, Revier, Vagabund, Vagant, Veltlin, Ventil, Verdikt, Veronika, Vikar, Visier, Vizepräsident, Vogesen, Vulkan*. Wo Mißverständnisse möglich sind, ist allerdings zu scheiden: so *Referenz* (mit f) und *Reverenz* (mit w).

w
ist stimmhaft und kräftig zu artikulieren; qu ist kw.

chs
Diese Lautverbindung wird hochsprachlich als ks (x) gesprochen: *Dachs, Fuchs, sechs*. Wo die Verbindung nicht alt und fest ist, da erst nachträglich ein Laut zwischen ch und s ausgefallen ist, wird chs gesprochen: *höchst, nächst* (aus *höbest, näbest*). Das ch in den genannten Fällen ist der sogenannte ich-Laut (siehe w. u.).

In Orts- und Personennamen gilt die einheimische Lautung: *Buchs AG, ZH (chs), Buchs SG (ks), Fux (ks), Wichser (chs)*.

sch
ist stimmlos, kräftig und mit Lippenstülpung zu artikulieren. Das bei uns verbreitete »überhoch-

deutsche« stimmhafte sch (z. B. in *schön, wünschen, Menschen*) ist zu meiden.

Fest eingebürgert im Anlaut ist schp und scht in den Fremd- und Lehnwörtern *Spekulieren, Spinat, Star, Statistik, Spital, Sport, Stil, Strapaze, Streik, Student*.

Schwankend ist die Aussprache in *Instruktion, Respekt, stoisch*. Auch hier wahren wir uns gegenüber Siebs eine größere Freiheit von Fall zu Fall und wählen im Zweifelsfall lieber ein etwas vergrößertes schp, scht als ein gezieltes s+p, s+t.

ch-Laute

Hier halten wir uns an die Siebssche Regel:

Das ch nach hellen Vokalen oder nach Sonanten (l, m, n, r) ist der sogenannte ich-Laut (ein palataler, am Vorderraumen gebildeter Reibelaut), der auch in der Verkleinerungssilbe -chen gilt.

Das ch nach dunklen Vokalen ist der uns aus der Mundart vertraute ach-Laut (ein gutturaler, am Hinterraumen gebildeter Reibelaut).

»Helle« Vokale bzw. Diphthonge sind Vorderzungenlaute: e, i, ä, ö, ü, ei, äu (eu): *sprechen, ich, Gespräch, Löcher, Bücher, Eiche, scheuchen, Schläuche, euch*.

»Dunkle« Vokale bzw. Diphthonge sind Hinterzungenlaute: a, o, u, au: *ach, hoch, Buch, Rauch*.

Die Regel gilt auch für die nicht festen Verbindungen chs: *sprachst, suchs* (ach-Laut); *sprichst, nächst, höchst, weichst* (ich-Laut).

Bei den Fremdwörtern gilt für eine Reihe griechischer Wörter der Anlaut ch-: *chthonisch, Alchemie* (ich-Laut). Bei andern Wörtern sehen wir keinen Anlaß, den schwankenden Gebrauch festzulegen: so wird in *Chemie, China, Chirurgie* bald ch- (ich-Laut), bald k- gesprochen. Germanische Eigennamen verlangen ch-: *Cherusker, Chilperich* (ich-Laut).

Bei fest eingebürgerten und eingedeutschten Fremdwörtern halten wir uns an die von Siebs vorgeschriebene Qualität k-: *Chaos, Charakter, Chor, Choral, Cholera, cholerisch, Christ, Chrom, chromatisch, Chronik, Chronometer, Melancholie, Orchester*.

Bitte, nicht vergessen, den Schülerkalender »Mein Freund« zu empfehlen,

damit die um 1000 Stück erhöhte Auflage 1957 – wie frühere Jahrgänge – ebenfalls einen schlanken Absatz findet! – *Ihr empfehlendes Wort ist die wirksamste Propaganda.*

»Mein Freund« ist mit seiner interessanten, reichhaltigen Ausstattung ein Geschenk von *bleibendem* Wert.

j
ist für uns ein konsonantisches i, kein palataler Reibelaut, wie er bei Siebs nach norddeutscher Übung vorgeschrieben wird. Ein Reibegeräusch ist in unserer Aussprache kaum hörbar. Wir sprechen dieses i auch inlautend in Fällen wie *Lilie, Familie*.

Die Verschußlaute p, t, k und b, d, g

Der Reibelaut s

Die Behauchung der p, t, k ist im Anlaut zu fordern, allerdings ohne jede Übertreibung. k, ck ist in jedem Falle kh und keine Lautverbindung mit nachfolgendem Reibegeräusch wie in den meisten Mundarten: *kch*. Nach Siebs müssen auch die weichen b, d, g verhärtet und behaucht werden, wenn sie in den absoluten Auslaut treten; sie unterscheiden sich dann in keiner Weise von den stimmlosen, behauchten p, t, k: *grob* hat denselben Auslaut wie *Stopp, Sood* wie *Lot, genug* wie *Spuk*. Diese Behauchung des verhärteten Auslautes kann für die schweizerische Hochsprache nicht verbindlich sein.

Bei den weichen Verschußlauten b, d, g sowie beim Reibelaut s stellt sich die Frage der *Stimmhaftigkeit*. Nach Siebs sind diese Laute im Anlaut und im Inlaut zwischen Vokalen mit Stimmton zu sprechen. Die Forderung fällt für die schweizerische Hochsprache dahin: in Übereinstimmung mit den Mundarten begnügt sie sich damit, die Verschußlaute in Bezug auf Stärke und Behauchung zu unterscheiden: p, t, k sind starke, behauchte, b, d, g sind weiche, unbehauchte Laute. Einfaches s ist im Anlaut und Inlaut zwischen Vokalen stimmlos-schwach (*Sonne, Hase* wie *Haus*), wo ss, ß geschrieben wird, stimmlos-scharf (*Gasse, Straße*).

Ganz besonders ist auf die Siebssche Auslautregelung für -g in der *Ableitungssilbe* -ig hinzuweisen. Die Hochsprache verlangt hier nach mittel- und norddeutscher Übung den -ich = Reibelaut: *ewich*, auch in Zusammensetzungen mit -keit: *Ewickheit* und vor Konsonanten: *freudichst*. Nur wenn ein zweites ch folgt (*ewiglich*) wird g als Verschußlaut gesprochen. Für unser Lautgefühl ist diese Regelung unannehmbar, und wir bleiben beim Verschußlaut g in jeder Stellung des Wortes.

Betonung

Für den *Wortton* können keine verbindlichen Re-

geln aufgestellt werden. Unsicherheit herrscht besonders bei mit *un-* zusammengesetzten Adjektiven. *Un-* als Verneinungspartikel wird betont, wenn das Wort auch ohne *un-* vorkommt: *'unecht, 'unwabr, 'unschön, 'unerfreulich, 'unerwartet*, dagegen: *un'sä:glich, uner'meßlich*. Es hat sich der Gebrauch herausgebildet, in stark gefühlsbetonter Rede auch in der erstgenannten Kategorie den Ton von der Vorsilbe auf die Stammsilbe zu verlegen: *un'leidlich, un'mä:ßig, un'zweifelhaft, un'menschlich*. – *'Unmenschliche* Behandlung ist die reine Negation (*nicht menschlich*), *un'menschliche* Anstrengung ist gefühlsbetont (*über das Menschliche hinausgehende Anstrengung*).

Der Schweizer hüte sich jedenfalls vor einer aus dem Norden eindringenden und unbegründeten Aufgabe der geschichtlichen Erstbetonung, wie etwa *Ab'teilung, Nibe'lungen, aus'führlich, eigen'tümlich, vor'züglich* usw.

Die häufig gebrauchten Wörter *sogleich, sofort, zungleich* werden auf der zweiten Silbe betont.

Bei *'lutherisch – lu'therisch* gibt die Betonung auf der zweiten Silbe die dogmatische Bedeutung des Wortes wieder (nach lat. *luthericus*) und ist deshalb sinnvoll.

Bei den Fremdwörtern französischer Herkunft verlangt Siebs allzu schematisch durchwegs Endbetonung: *Chaise'longue, Chan'sons, E'tat*. Wir lehnen dies ab und halten die Betonung gemäß dem Französischen schwebend, hüten uns andererseits vor einer bei uns verbreiteten übermäßigen Erstbetonung (*'Appartement, 'Orange*).

Prof. Dr. *Bruno Boesch*, Zürich, schließt seine Wegleitung mit der Bemerkung:

»Die Aufstellungen mögen gezeigt haben, daß wir von allzu vielen und von allzu starren Sonderregelungen absehen: wir würden damit gegenüber einer lebendigen, gesprochenen Sprache, wie es die deutsche Hochsprache sein soll, wahrscheinlich wenig Erfolg haben. Nach reiflicher Überlegung und Prüfung durch Vertreter der in erster Linie interessierten Berufe aus den verschiedenen Landesteilen haben wir uns gegenüber Siebs zu ein paar wenigen, in ihrer Auswirkung aber kennzeichnenden und ins Ohr fallenden Abweichungen entschlossen. Mag daneben noch genug dem Sprecher und der Sprechsituation überlassen bleiben: an diesen wenigen Punkten muß sich entscheiden, ob eine schweizerische Form der Hoch-

sprache Lebensrecht hat oder nicht. Unsere Forderungen entspringen nicht einer eigenwilligen Freude am Besonderen, vielmehr dem Bestreben, den heutigen Zustand in der Schweiz zu verbessern und zu einer Sprechform der Schriftsprache zu ge-

langen, der wir – weil sie uns angemessen erscheint – mit mehr Freude zu folgen bemüht sind.«
(Im nächsten Heft werden wir zu diesen Vorschlägen kurz Stellung beziehen und damit die Aussprache eröffnen.)

Weihnachtstransparente, eine verlockende Arbeit für Primaroberschüler und Sekundarklassen

Eduard Bachmann, Zug

Volksschule

Motto: Eine Aufgabe ist erst dann wahrhaft beglückend, wenn auch der minderbegabteste einer Klassengemeinschaft sie erfolgreich lösen kann.

Das Zeichnen und Gestalten gewährt dem Lehrer breiten Raum, Schülern, die in andern Fächern schwer haben, etwas Mut zu machen und sie sich seelisch wieder etwas auffangen zu lassen. Ich habe die Überzeugung, daß gerade bei der Schaffung von Transparenten, wie ich sie mit meinen Sechstklässlern herstellte, sich jeder auf seine Art entfalten und bilden kann. Auch Abschlußklassenschüler bringen bei dieser Aufgabe sehr schöne Leistungen fertig, wie wir das in Einsiedeln sahen. – Die Arbeit verlangt allerdings viel Ausdauer und Präzision, aber gerade diese Arbeitstugenden werden hier durch das Mittel des farblichen Transparentreizes sozusagen spielerisch gewonnen. Außer einem religiösen Erlebnis ist auch das künstlerische zu schätzen. Das Auge wird geöffnet für das Glasbild des Künstlers und wird nun viel eher dessen Wert erahnen können. Ein weiterer Vorteil liegt in der Technik. Der Schüler wird gezwungen, *randgebunden* zu arbeiten und ein *formales und farbliches Gleichgewicht* herzustellen. Damit wird er ganz unbewußt mit den Gesetzmäßigkeiten des Schönen vertraut.

Voraussetzungen für diese Arbeit:

Material, Kostenaufwand: Wer, wie in den Beispielen gezeigt wird, den Schülern Fotokarton im Format 35×25 gibt, wird zusammen mit dem Leim und dem Seidenpapier pro Kopf 80–90 Rp. rechnen müssen. (Fotokarton, dick, schwarz, erhält man bei Franz Schubiger, Winterthur, in Bogen zu

70×100 , Katalog-Nr. 10526, 10 Bogen = 13.50. Farbige Seidenpapiere, Katalog-Nr. 982, 10 Bogen = 90 Rp.)

Für die ersten Entwürfe verwende ich leichtes Abfallpapier, für den ausgewählten Entwurf ein Zeichenpapier vom Format 35×25 . Zum Schneiden verwendeten wir Sackmesser und Rasierklingen. Die Schüler erhielten keine Vorbildung in einem Kartonagekurs. Zum Schneiden sind Kartonunterlagen erforderlich, wenn man die Schultische schonen will.

Zeichentechnische Voraussetzung: Für das bessere Verständnis des Arbeitsganges wären einfache, zusammenhängende Scherenschnitte aus ganzen rechteckigen Stücken zu empfehlen. (Meinen Buben gab ich zwar diese Gelegenheit nicht, aber sie hätte doch die Arbeit sehr erleichtert.)

Der Arbeitsgang

Einstimmung: Man halte ein paar farbige Seidenpapiere ans Fenster, dann steuern die Schüler von sich aus auf das gewünschte Arbeitsziel. Jeder darf auf Weihnachten ein »Glasbild« aus Papier herstellen. Damit wir zum voraus eine Gleichförmigkeit ausschließen, führen wir ein paar *Darstellungsmöglichkeiten* auf: Kerzen, Engel, Hirten, Könige, den Stall von Bethlehem, Auf der Flucht usw. Ich teile nun das Abfallpapier von zirka Postkartengröße aus und lasse die Schüler ihre *Ideen entwerfen*. Wenn vorher keine Scherenschnitte gemacht wurden, kranken fast alle Entwürfe daran, daß die Figuren nicht unter sich und mit dem Rande ver-